

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Organisationseinheit	39
Reihe	Literatur
Kostenträger	P.3.3.03.0
Titel	Erzähl mir Deutschland! Von Mauern und Menschen
AutorIn	Dr. Elke Schlinsog
RedakteurIn	Dr. Jörg Plath
Sendetermin	03.11.2019
Ton	Hermann Leppich
Regie	Friederike Wigger
Besetzung	Winnie Böwe, Timo Weißschnur und die Autorin

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio

(O-Ton Collage musikalisch inszeniert, Stereo zugespielt?!)

O-Ton Brandt: „Ich glaube, dass die Wende Westdeutschland auch so stark geprägt hat wie Ostdeutschland, nur über einen viel, viel längeren Zeitraum. Der Umbruch kam nicht heute auf morgen oder über Nacht, so wie es im Osten der Fall war. Das hat sich über 30 Jahre vollzogen, das die Globalisierung begann, dass die Biografien ihren Halt verloren.“

O-Ton Präkels: „Was ist uns passiert in der DDR? Wie war unser Leben? In welchem Land wir leben wollen, hängt ja auch davon ab, wie wir uns unsere Geschichte erzählen.“

O-Ton Rietzschel: „Ich fühle mich zumindest dafür verantwortlich, wie die Geschichten meiner Eltern erzählt wird und auch die meiner Großeltern. Ich hatte als Kind oft den Eindruck, dass ihnen da die Stimme weggenommen wird. Da kam nicht nur der Westen und hat politischen gesellschaftlichen Strukturen über die DDR gelegt, sondern da wurde dann auch noch diese Geschichte und die Vergangenheit erzählt.“

O-Ton Goosen: „Heute teilt man nicht mehr die unterschiedlichen Erfahrungen von Ost und West, sondern heute teilt man die gemeinsamen Enttäuschungen seit 1989, und das macht die Sache so schwierig.“

Sprecherin: 30 Jahre nach dem Mauerfall und nach 30 Jahren innerdeutscher Sprachlosigkeit ist es an der Zeit, sich gegenseitig die Geschichten aus Ost und West zu erzählen. Denn die Mauer fällt noch immer oder sie steht sogar – mental und in der deutschen Literatur. Die Urteile fallen in Ost und West, wen wundert's, nicht selten unterschiedlich aus. Von den Nachwendekonflikten in den "blühenden Landschaften" schreiben Manja Präkels und Lukas Rietzschel, von untergehenden Wohlfühl- und Komfortzonen der alten Bundesrepublik erzählen Jan Brandt und Frank Goosen. Ich bin zu ihnen gefahren, an ihre Schreib- und Lebensorte, die sie zum Schauplatz ihrer Romane gemacht haben, und habe mir ihre Geschichten erzählen lassen.

(Klickgeräusche)

Sprecherin: Einmal auf dem Atlas von links nach rechts, von oben nach unten.

(Klickgeräusche)

Sprecherin: Mit Jan Brandt geht es in die ostfriesische, mit Manja Präkels in die brandenburgische Provinz.

(Klickgeräusche)

Sprecherin: Weiter in die Lausitz, zu Lukas Rietzschel. Und schließlich in den Ruhrpott zu Frank Goosen. Vier deutsche Autoren, vier Geschichten jener Wende- und

Nachwendezeit in Ost und West. Coming-of-Age-Geschichten, deren Helden von der deutschen Geschichte in die Zange genommen werden.

Sprecherin 2: „Erzähl mir Deutschland! Von Mauern und Menschen.
Eine Deutschlandreise mit Elke Schlinsog.

(Atmo: Zuggeräusche, später belebter Bahnhof)

Sprecherin: Ostfriesland, das weite flache Land, oben links im Straßenatlas, kurz vor der holländischen Grenze. Hier müsste auch Jericho liegen, aber auf der Landkarte wird man es vergeblich suchen. Den Ort hat Jan Brandt entworfen in dem Roman „Gegen die Welt“. Ein kleines Dorf, in dem nachts nur das A der Apotheke und das S der Sparkasse in den weiten Abendhimmel leuchten. Als Jan Brandt mich in Leer am Bahnhof abholt, jagen Wolken über den Sonnenhimmel.

(Atmo: Wagenstart, Motorgeräusch)

O-Ton Brandt: „Wir sind in Leer und fahren nach Ihrhove, über den Deich entlang ins Dorf hinein. Am besten suchen wir so eine Rampe, wo die Schafe raufgeführt werden, um uns dann den Wind um die Nase wehen lassen.“

Sprecherin: Wiesen, Kühe, Felder, krumme Zäune, windschief an Straßenhecken gelehnt. Am Deich machen wir Halt, suchen uns eine verwitterte Holzbank. Von hier oben, mit dem Blick auf die Werft am Horizont, haben wir die Heimat von Jan Brandt fest im Blick. In Leer ist er 1974 geboren worden.

O-Ton Brandt: „Das ist natürlich der Ort, in dem ich aufgewachsen bin, in dem ich die ersten 20 Jahre meines Lebens verbracht habe, das war alles sehr prägend für mich. Die Deiche sind hier bestimmend, dann die Flüsse Weser, Ems, der Wind, der einem um die Nase weht, diese riesigen, tiefhängenden Wolken, so wie große Raumschiffe am Himmel. Das hat mich früher erinnert, als ob es eine Invasion von Außerirdischen gäbe, die aus den Wolken zu mir herabsteigen.“

Sprecherin: Vielleicht hat man gerade von diesem flachen Land aus, von Meereshöhe, von Normalnull, den besten Überblick über den Rest der Welt.

O-Ton Brandt: „Diese Weite hat so was Trügerisches. Man sieht so den Horizont und weiß, was es noch geben könnte. Aber gleichzeitig ist er ja so unerreichbar, und man kommt aus diesem Flecken Erde und dem Dorf nicht heraus.“

Sprecherin: In diese trügerische Weite hinein wirft Jan Brandt seinen Romanhelden Daniel Kuper. Einen sympathischen, wunderlichen Jungen, der wenig Glück, dafür viel Phantasie hat. Der ausschließlich Science-Fiction-Hefte liest und immer mehr den

Kontakt zur Wirklichkeit verliert. Mit Daniel Kupers Pubertätsgeschichte erzählt Jan Brandt die Geschichte von Jericho und seinen Bewohnern. Aber erst lässt er seinen Helden das Dachbodenfenster der elterlichen Drogerie aufstoßen und den Dorfkosmos von Jericho vorstellen.

Zitator: „Würde man von dort auf den First klettern, hätte man einen Überblick über das ganze Dorf. Im Norden könnte man das Komponistenviertel, die Ausschachtungen, die Mülldeponie und die Kreisstadt sehen, im Westen die Bahngleise, das Stellwerk, die Molkerei und Schlachtereie und den Hamrigh dahinter, das Strandhotel, die Puddingfabrik drüben am Deich, im Süden Petersens Poolhalle, den Güterschuppen, Rosings Werkstätten, den Raiffeisen-Markt, das Industriegebiet jenseits der Bundesstraße und im Osten das Zentrum des Dorfes: die Dorfstraße, die Post, Schuh Schröder, die Schmiede und Eisenwarenhandlung von Didi Schulz, das Friesenhuus und die Friesenapotheke ...“ (S. 44)

Sprecherin: Wo andere aufhören, legt Jan Brandt erst richtig los. Ein ganzes Dorf legt er unter das Erzählmikroskop, ein Dorf in Nahaufnahme. Da werden hitzige Dialoge über die Bundesliga oder in Skatrunden wiedergegeben, auch ein langer Einkaufszettel mit Klosterfrau Melisengeist darauf bleibt nicht unerwähnt. Aber keine Passage ist nur Aufzählung, das Panorama ist Programm. Jan Brandt will auf 920 Romanseiten die große Welt im Kleinen abbilden. „Gegen die Welt“ ist ein Ostfrieslandepos der 80er und 90er Jahre, das vom Zerfall einer Gemeinschaft handelt, die nichts wissen will von Wiedervereinigung, Globalisierung oder Internet. Jan Brandt erzählt von den letzten Tagen der alten Bundesrepublik, von einem Land, das er vergilben lässt wie eine alte Postkarte. Dass Jericho untergehen wird, steht schon auf den ersten Seiten. Daniel lernt es bereits vom Gesellschaftskundelehrer.

Zitator: „Mit wenigen Strichen skizzierte Herr Kamps das Ende der Menschheit. Der Atlantik war durchgestrichen, die Nordhalbkugel weiß schraffiert, die Atmosphäre durchlöchert von Sonnenpfeilen. Und als er merkte, dass das nicht half, dass die Schüler immer noch nach draußen schauten, als wäre der Kälteeinbruch ein erstes Zeichen für den Himmel und nicht die Hölle auf Erden, ließ er die Rollläden herab und holte seine Geheimwaffe heraus: Vorher-Nachher-Bilder, Fotos und Zeichnungen, vom Bayrischen Wald, der Antarktis, den Küsten Bangladeschs, vergrößert und auf Folie kopiert. Er legte sie nacheinander auf den Overheadprojektor und warf sie hinter sich an die Wand. Er wartete auf das Entsetzen in der Dunkelheit, das Schweigen. (...) Wir sind Normalnull. Und wir werden untergehen, wenn sich nichts ändert.“ (Zitat S. 77f.)

Sprecherin: Schmelzende Polkappen, das Reaktorunglück von Tschernobyl oder die neuen Filialen des Drogeriediscounters im Umland – unaufhörlich dringen die Botschaften aus der fernen Außenwelt in das Dorf. Die Jerichoer könnten längst wissen, dass die gemütlichen Skatrunden, die wöchentlichen Fußballwetten und die volle Tageskasse der Drogerie Kuper bald der Vergangenheit angehören werden.

(Atmo: Autoinnengeräusche, Blinker)

O-Ton Brandt: „Jetzt fahren wir in Ihrhove ein, wir haben gerade das gelbe Dorfschild hinter uns gelassen, nähern uns den Bahngleisen. Das ist der Ort, wo auch die „Drogerie Kuper“ angesiedelt ist im Roman. Hier steigen wir mal aus.“

Sprecherin: Das Vorbild für die Drogerie Kuper war das Modegeschäft seiner Eltern. Hier ist Jan Brandt aufgewachsen, vom oberen Dachfenster, seinem ehemaligen Kinderzimmer, hatte er den schönsten Blick in den Hammrich. Auch wenn er das Dorf irgendwann schrecklich fand – dieser Blick in die Weite hat ihn gerettet.

(Atmo: Läuten der Bahnschranken)

O-Ton Brandt: „Jetzt hören wir das Klingeln, Läuten der Bahnschranken, die sich gleich schließen werden. Das alte Bahnhofsgebäude steht noch, aber der Betrieb ist schon lange eingestellt. Früher war das aber ein Bahnknotenpunkt, das hat die Größe des Dorfes auch ausgemacht.“

Sprecherin: Neben dem Modegeschäft der Eltern haben viele weitere Läden dicht gemacht. Ihrhove wuchs zwar an Einwohnern, ist aber ein Schlafdorf geworden. Symbolisch für diese Entwicklung steht im Roman die Drogerie Kuper. Einst Zentrum des Dorfes, ist ihre Schließung das erste sichtbare Zeichen einer untergehenden Dorfkultur.

O-Ton Brandt: „Das ist auch das Scheitern dieser Nachkriegswestdeutschlandwohlstandsbiografien. Jeder für sich merkt, wir befinden uns in einer Zeit des Umbruchs. Keiner kann das so richtig fassen, aber es bleibt das Gefühl da von: Es bleibt nicht so, wie es ist. Der Vater hat Angst davor, als Drogist verdrängt zu werden von großen Ketten wie Schlecker zum Beispiel, also ein Kampf gegen die Globalisierung. (...) „Klosterfrau Melisengeist“, „Frauengold“, „Kamol“ und „Amol“, all diese Dinge, die allein schon vom Klang des Namens her so stark mit der BRD verbunden waren, die aber auch dann eben Stück für Stück wegfielen, und damit fiel ein Stück dieser BRD-Identität weg.“

Sprecherin: Von den letzten Tagen der bundesrepublikanischen Wohlfühlzone erzählt Jan Brandt und vor allem davon, was nach dem Mauerfall im Westen vermisst wurde. Der Fall der Mauer bedeutet hier einen Fall aus der Gemütlichkeit heraus in die

Unsicherheit neuer Verhältnisse. Jan Brandts Gesellschaftsroman vermittelt nur zu gut, dass am Ende der Nachkriegszeit die über ganz Deutschland gestülpte Käseglocke verschwand.

Für Jan Brandt war der 9. November 1989 ein rein mediales Ereignis, eine Unterbrechung des Fußballspiels VfB Stuttgart gegen FC Bayern, das er mit seinem Vater im Fernsehen sah. Der Mauerfall hat das Leben des damals 15-jährigen nicht verändert, auch nicht das Leben der anderen im Dorf. Ein paar Mal nur lässt Jan Brandt in sein kleines ostfriesisches Dorf Signale aus Ostdeutschland dringen.

Zitator: „Mann, Mann, Mann, war das ein Spiel. Zum Weglaufen! Zwei Elfmeter, zwei Konter, das war's. Auf Jahre unschlagbar – das ich nicht lache. Die Wende hat uns doch nichts gebracht, außer ein paar leere Versprechen und falsche Erwartungen. Da haben sie für vier Millionen Mark im Osten eingekauft. Für vier Millionen! Das muss man sich mal vorstellen. Und was hat es uns gebracht? Nichts.“ (Zitat S. 251)

Sprecherin: Wir halten auf dem Kirchhof auf der Warft, einem der höchsten Punkte im Dorf. Hierhin kommt der inzwischen in Berlin lebende Jan Brandt immer gern. Vor der roten Backsteinkirche erwischt uns ein Sommerregen. Wir retten uns unter einen Torbogen, wo uns ein 10-jähriger Junge minutenlang umkreist.

O-Ton Brandt: „Ich muss an Daniel Kuper denken, weil er mir so wie ein Wiedergänger erscheint in der Gegenwart, der sich hier die Gräber anschaut, das könnte wie aus dem Roman entsprungen sein. (...) Mich selbst zu erkunden, herauszufinden, wer war ich eigentlich als Kind oder Jugendlicher, wie war es hier, aufgewachsen zu sein, was hat das mit mir gemacht. Ich glaube, es ging für mich darum, soziale gesellschaftliche Entwicklungen verstehen zu lernen. Weil ich das Gefühl hatte, dass die Wende Westdeutschland genauso stark geprägt hat wie Ostdeutschland, nur über einen viel, viel längeren Zeitraum. Der Umbruch kam nicht heute auf morgen oder über Nacht, wie das im Osten der Fall war. Das hat sich über 30 Jahre vollzogen, dass die Globalisierung hier plötzlich zu wirken begann, dass die Biografien ihren Halt verloren.“

Sprecherin: Sein Roman über die leise Wendeerfahrung in Westdeutschland ist eines der ehrgeizigsten Projekte der jüngeren deutschen Literatur. Ein Ostfrieslandepos, das an Uwe Johnsons Großchronik „Jahrestage“ erinnert. Nicht grundlos hat Jan Brandt den Namen Jericho für seinen Erzählort gewählt, Assoziationen zu Johnsons Jerichow mit „w“ sind gewollt. Jan Brandt schreibt mit „Gegen die Welt“ die „Jahrestage“ weiter, ebenso figurenreich und übervoll an Details.

O-Ton Brandt: „Nach Kempowski war Uwe Johnson einer, der mit einem gewaltigen Romanentwurf die ganze Welt abbilden wollte. Nicht nur die norddeutsche Mentalität einzufangen versucht hat oder die ostdeutsche, sondern auch die amerikanische, das Lebensgefühl in der großen weiten Welt, den Aufbruch in eine neue Gesellschaft, und doch das Problem, das man von der Heimat nicht loskommt.“

(Atmo: Autoinnengeräusche)

Sprecherin: Mit Manja Präkels fahre ich an einem sommerheißen Tag von Berlin nach Zehdenick. Knapp eine Stunde auf den erst schnurgeraden, dann malerisch gewundenen brandenburgischen Alleen, durch Buchenwälder und vorbei an vielen Seen. Wir fahren in den Ort ihrer Kindheit, in die kleine Ziegelsteinstadt an der Oberhavel.

(Atmo: Autoinnengeräusche, Blinker)

O-Ton Präkels: „Tatsächlich, ich habe gerade meinen Opa hinterm Steuer gesehen. Das glaube ich, ich bin mir nicht sicher, aber eigentlich sollte er nicht mehr fahren.“

Sprecherin: Alles wirkt friedlich in der brandenburgischen Kleinstadt, in der Manja Präkels 1974 geboren wurde. Ein- bis zweigeschossige Häuser mit tiefen Dächern und in Pastelltönen, blassgelb oder zartblau, „schlüpferfarben“ findet Manja Präkels. Wir parken in der Berliner Straße, zwischen Dönerladen und Pension „Neues Vaterland“, und laufen zur Zugbrücke, eine schwere, beeindruckende Stahlkonstruktion.

(Atmo: Signal der Zugbrücke)

O-Ton Präkels: „Die wird gleich hochgezogen, jetzt hören wir das, das heißt, jetzt kommt ein Schiff gleich durch. Das war ein Riesenereignis in unserer Kindheit. Alle schauten, wie sich das hob und dann die Schiffe vorbeizogen. Ich denke, das geht den Kindern heute noch so. Wir können einfach mal hochgehen. Ich mag auch so den Geruch. Die Havel hier an der Stelle ist immer ein bisschen brackig, aber das ist ein Geruch von Kindheit.“

Sprecherin: Die Freude, zuhause zu sein, verfliegt schnell. Wir stehen auf der Brücke und schauen gut zehn Meter nach unten in die Havel .

O-Ton Präkels: „Es war so eine Art Volkssport, wenn das Zehdenicker Stadtfest war, anschließend die Vertragsarbeiter zu jagen, jedenfalls erinnere ich das so und habe das auch erlebt, mit welcher Niedertracht über schwarze Menschen geredet wurde. Dann hieß es immer: ‚Die Kohlen fliegen gut!‘ Man hat die Leute

hier runtergeschmissen in die Havel. Es war ja fast wie ein Ritual, ein rassistisches Ritual.“

Sprecherin: In „Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß“ erzählt Manja Präkels vom Aufwachsen in der Kleinstadt, von den Wendejahren bis in die Jetztzeit. Das Debüt schildert eine Welt, die aus den Fugen gerät, Angst- und Horrormomente inbegriffen. Manja Präkels weiß, wovon sie schreibt, es ist auch ihre Geschichte, das meiste hat sie in den Neunzigern selbst erlebt. Viele Jahre musste sie warten, bis sie Worte für ihre Erfahrungen fand. Einige Szenen aufzuschreiben sei ihr erst jetzt möglich gewesen. Es ist ein starkes Buch geworden, ein mutiges und eines, das einem die Augen öffnet: Wie es ist, in der ostdeutschen Provinz inmitten von Glatzen aufzuwachsen, dort, wo manche Gegend sich selbst überlassen war.

O-Ton Präkels: „Ich träume manchmal von dieser Brücke, ich träume von dieser Brücke und dass ich hier runtergestürzt werde, was ja Quatsch ist. Aber da vermengen sich Kindheitserlebnisse und eigene Erlebnisse vom Durch-die-Stadt-gejagt-Werden, das kulminiert dann. Die Brücke ist ein zentraler Ort hier, sie kommt in allen Geschichten vor, in den guten wie in den schlechten.“

Sprecherin: Auch in ihrem Wenderoman. Dabei beginnt er zunächst harmlos. Mit der Ich-Erzählerin Mimi wird aus Kindersicht eine kleine Havelstadt zu DDR-Zeiten erlebbar. Eine enge, überschaubare Welt mit Dorfladen, Sonntagsfrühschoppen nur für Väter und einer hundertjährigen Ärztin. Das Nachbarkind Oliver ist Mimis bester Freund, zusammen gehen sie in der Havel angeln, leisten den Pionierschwur und berauschen sich auf Familienfesten heimlich mit den eingelegten Schnapskirschen der Eltern.

Zitatorin: „Während sich die Mütter und Tanten schrill in Rage plapperten und die Väter inbrünstig zum Mord an einem Fußballschiedsrichter der Kreisliga aufriefen, saßen wir besoffen am Kindertisch. Und der Opa hatte wieder diesen rührseligen Blick, den er immer bekam, wenn er von früher sprach: „Im Kriech, da hat’s dit nich jejebn. Da hat doch keener nich nach jebracht!“ Und die Oma hörte gar nicht mehr hin, denn sie war eingeschlafen, im Sitzen, während ein Stück Torte an ihrem behaarten Kinn baumelte. Es war immer dasselbe.“ (S. 9)

(Atmo: Spaziergänger und Stimmen)

Sprecherin: Inzwischen sind wir am Sportplatz von Zehdenick, vor uns die Havel, die gemächlich dahinfließt.

O-Ton Präkels: „Es war schon sehr klein und sehr eng, das fällt mir jetzt gerade auf, wo ich hier sitze. Es war eine sehr typische DDR Stadt. Zehdenick mit zwei

Werken, in denen fast alle beschäftigt waren. Alles war stark von der Arbeit geprägt. Mein Vater war Verkäufer in einem HO-Laden, meine Mutter Lehrerin, das war halt die kleine Welt, in der man lebte. Es war wahrscheinlich gar nicht so verschieden von einer westdeutschen kleinen Welt, oder?“

Sprecherin: Den sozialistischen Drill in den Pionierlagern ausgenommen. Mimi geht den Weg vieler DDR-Kinder, wird Gruppenratsvorsitzende; auch bei Mutter und Vater geht fast alles seinen sozialistischen Gang. Aber das Land, in dem sie aufwächst, wird es ein paar Buchseiten später nicht mehr geben. Manja Präkels beschreibt den Bruch, als die Mauer fällt. Die von einem Tag auf den anderen arbeitslosen Eltern haben genug mit sich zu tun. Als der Lehrer den Zeitstrahl kommentarlos von der Klassenzimmerwand abnimmt, jenen Zeitstrahl, der jahrzehntelang die schnurgerade Entwicklung zum Kommunismus anzeigte, weiß die 14-jährige Mimi: Auf nichts, rein gar nichts ist mehr Verlass. Jeder ist von nun an auf sich allein gestellt. Die Leere der Übergangszeit bannt Manja Präkels in einem starken Bild, fast ein Stillleben.

Zitatorin: „Ein trauriger Ort, an dem alle Sehnsüchte nach dem Eintreten rechts neben der Tür wie Schirme an Kleiderhaken gehängt und meist vergessen werden. Es atmet sich schwer dort, wo die Luft von Biernebel und Zigarettenrauch undurchdringlich geworden ist. An den Tischen sitzen unbeweglich Menschen, manchmal in Gruppen, meist allein. Und selbst wenn die Sonne scheint, draußen vor der Tür, bleibt drinnen alles trübe. Es gibt keine Jahreszeiten und keine Wochentage, kein morgens oder abends. Nur zähes Warten. Darauf, dass der Wirt die Aschenbecher leert, ein neues Bier zapft, abkassiert, jemand hereinkommt, hinausgeht, irgendwas passiert. Manchmal lacht einer laut auf, an einem der Tische weiter hinten. Einer von den Alten mit den abgearbeiteten Händen erzählt nur so vor sich hin. Von denen, die weggezogen sind.“ (Zitat S. 83)

Sprecherin: Deutsche Provinz, hautnah. In vielen solchen Beobachtungen erzählt Manja Präkels vom Ende der alten und vom zögernden Anfang der neuen Zeit. In einem sachlich, oft extrem verknüpften Stil, der aufblitzen lässt, was nicht ausgesprochen wird. Mit kempowskihafter Detailgenauigkeit. Eine aus den Fugen geratene Welt, in der gesellschaftliche Normen und Autoritäten nichts gelten, in der Eltern, Lehrer und Polizisten die Kontrolle verlieren. Viel Platz, um sich zu radikalieren. Der Schulfreund Oliver, ein schüchterner Junge aus Mimis Nachbarhaus, steigt zum Neonazi-Anführer auf und lässt sich fortan „Hitler“ nennen.

Zitatorin: „Die Leute auf der Straße hatten sich verändert. Kam etwas aus ihrem Innern zum Vorschein, das zuvor verborgen geblieben war? Waren tatsächlich die

Körperfresser gelandet? Wahrscheinlich trugen die meisten nur andere Kleider, schließlich hatte der Westen nun die Versorgung übernommen. Die Entdeckung neuer Bedürfnisse ging mit lautstarken Auseinandersetzungen einher, deren Tonfall zwischen Euphorie und Niedertracht hin und her waberte.“ (S. 94f.)

O-Ton Präkels: „Es ist innerhalb ganz kurzer Zeit passiert, schlagartig – ich erinnere mich, bei den ersten freien Wahlen bereits, also im März 90. Die Mitschüler trugen am Montag nach den Ferien plötzlich Bomberjacken und schoren sich die Haare. Ein halbes Schuljahr später war plötzlich der ganze Schulhof voll. Und fast alle Jungs sahen so aus, und die Mädchen himmelten jetzt plötzlich diese Jungs an – und es war so sexy regelrecht, es war wie so eine Popkultur, die sich verbreitete. Und genauso wurde das auch von den Erwachsenen gespiegelt: ‚Mein Gott, es gab ja immer Auseinandersetzungen zwischen jungen Leuten, das hatten wir doch immer.‘ Und man selbst war dabei und schaute sich das entsetzt an und sagte: ‚Aber die verehren Adolf Hitler, die schauen sich alte Wochenschauen an, die rotten sich zusammen und jagen Andersdenkende. Hier passiert doch gerade was ganz, ganz Furchtbares und das ist doch ernst zu nehmen.‘ Aber alle Erwachsenen zuckten nur mit den Schultern nach dem Motto: ‚Das wächst sich schon aus.‘“

Sprecherin: Dieses Weggucken und Schweigen hat Tradition. Schon als Kind, erinnert sie sich, schaute man weg. Höchstens wurde hinter vorgehaltener Hand getuschelt. Seitdem hat Manja Präkels ein Sensorium dafür. Wie der latent vorhandene Rassismus sich Bahn bricht, wie Wehrlager aus dem Boden sprießen und Hassgesänge sich auf den Straßen breit machen. Am zweiten Jahrestag der Deutschen Einheit brennt in Zehdenick das Asylbewerberheim, obwohl dort nur wenige Menschen anderer Hautfarbe leben.

O-Ton Präkels: „Was mich wirklich am stärksten bis heute erschüttert, ist die Kontinuität, in der es weiterläuft. Bis heute, haben mir Leute erzählt, die am Asylbewerberheim leben, bis heute gehen da manchmal die Kinder des Ortes hin aus lauter Langeweile und schmeißen dort Böller an die Tür von Krieg und Vertreibung traumatisierten Menschen. (...) Aber noch schlimmer ist fast das Schweigen der Leute hinter den Gardinen. Also das hört für mich nicht auf. Das ist eine Stadt mit toten Augen.“

Sprecherin: Menschen anderer Hautfarbe würden in letzter Zeit fast so schlimm bedroht wie in den 90ern, sagt sie. Überhaupt habe das Ausmaß an Gemeinheit und Niedertracht wieder zugenommen. – Wir verlassen Zehdenick und fahren 15 Kilometer weiter nach Gransee, wo Manja Präkels in den 90ern Lokalreporterin war.

(Autogeräusch, Blinker setzen)

O-Ton Präkels: „Jetzt fahren wir gerade an der Stadtmauer entlang und biegen rechts ab durch das Waldemartor in Gransee. Links sieht man ein Gebäude, da steht jetzt Spielhalle dran, in dem war früher die Märkische Allgemeine, für die ich gearbeitet habe. Jetzt müssten wir nach links fahren – ja, lass uns Döner essen.“

Sprecherin: Vor dem Discounter machen wir Halt. Auf dem fast leeren Parkplatz steht eine kleine Dönerbude. Wir bestellen, Manja Präkels zündet sich eine Zigarette an und erzählt, wie tief ihr der Schock jener Jahre noch in den Knochen sitzt. In dürren Sätzen höre ich, dass sie 1992 erlebte, wie Neonazis eine Diskothek überfielen und ihren Freund zusammentraten. Er starb an seinen schweren Kopfverletzungen. Wo sind die Grenzen, fragt sie, wie konnte das geschehen? Diese Fragen lassen sie nicht los. Noch in Berlin dauerte es Jahre, bis sie sich traute, ihren Namen aufs Klingelschild zu schreiben.

O-Ton Präkels: „Der tiefe Schock jener Jahre, der in den Knochen sitzt – einerseits die rassistische menschenfeindliche Gewaltwelle, die wir erleben mussten. Die Akteure von damals sind ja auch heute wieder die Akteure. Auf der anderen Seite die soziale Katastrophe. Was ist geschehen mit den Leuten, der Verlust von einem Leben und die Dominanz der immer gleichen westdeutschen Geschichte. Es gibt einfach auch eine ostdeutsche Perspektive und Geschichte zu erzählen, und die wurde viel zu lange nicht erzählt.“

Sprecherin: In „Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß“ schildert Manja Präkels das Überraschtwerden von den Wendeereignissen, das Mitgerissenwerden in den aufbrechenden Konflikten. Den Mauerfall beschreibt sie als extreme gesellschaftliche Umbruchserfahrung, die kaum reflektiert worden sei. Was weiß die westdeutsche Gesellschaft über den Osten? Nicht über die DDR-Geschichte, sondern über die Region, die Menschen und ihr Leben? Manja Präkels hat den Eindruck, dass sich die ostdeutsche Gesellschaft wegen dieses Nicht-Wahrgenommen-Werdens selbst verloren hat. Die Menschen seien so lange ignoriert worden, bis sie sich irgendwann selbst ignorierten.

O-Ton Präkels: „Was ist uns passiert in der DDR, wie war unser Leben – solche Dinge. Und die müssen sich zu einem Ganzen fügen. In welchem Land wir leben wollen, hängt ja auch davon ab, wie wir uns unsere Geschichte erzählen. Wie wir uns für die Zukunft definieren ist maßgeblich gekoppelt daran, wie wir uns unsere Vergangenheit erzählen.“

(Atmo: Autoinnengeräusche, Motor)

Sprecherin: Mitte rechts im Straßenatlas. Die sächsische Oberlausitz: grüne Hügel, idyllische Seen, leere Dörfer. Und dann Görlitz, am Rand der Republik, weit draußen und abgehängt, wie es manchmal heißt. Für Lukas Rietzschel ist das eine Frage der Perspektive. Für ihn liegt seine Wahlheimatstadt in der Mitte Europas. Vor drei Jahren ist er in die deutsch-polnische Grenzstadt gezogen.

O-Ton Rietzschel: „Das ist eine Stadt, man geht über die Brücke, ist in der gleichen Stadt, in den gleichen Straßen, aber in einem anderen Land. Das ist ein unfassbarer Reiz. Europa ist hier greifbar, manchmal vergisst man es auch, weil es so alltäglich und natürlich vorkommt, aber sich das bewusst zu machen, das ist auch gut, braucht man auch.“

Sprecherin: Lukas Rietzschel ist ein junger Mann Mitte 20, der sichtlich Interesse hat, die perfekt sanierte, bonbonfarbene Kulissenstadt zu erklären. Im königlich-preußischen Ambiente drehte der nordamerikanische Regisseur Wes Anderson nicht zufällig den Kultfilm „Grand Budapest Hotel“.

O-Ton Rietzschel: „Es gibt in Görlitz einen ganz guten Spruch unter den Einwohnern und Einwohnerinnen: Man hat nach der Wende in Beton investiert, nicht in die Menschen. Die Stadt glänzt total und die Fassaden sehen super aus, aber wir haben hier sachsenweit die höchste Arbeitslosenquote, und wir verdienen hier in Görlitz im Schnitt bundesweit am wenigsten. Das sieht man eben nicht. Man sieht die tollen Fassaden, das ist dieser Westblick, das ist alles schön und beschwert euch doch mal nicht, aber dahinter ist etwas und das ist noch lange nicht in Ordnung.“

Sprecherin: Der viel beschworene Riss, der durch die deutsche Gesellschaft geht, hier im Kleinen ist er sichtbar. Um diese Risse wird es gehen, wenn wir Richtung Nordwesten weiterfahren durch die Dörfer der Oberlausitz, wo die Ortsschilder zweisprachig werden, deutsch und sorbisch. Rietzschel steigt ins Auto, die Tour an diesem Nachmittag führt durch seine alte und neue Heimat.

(Atmo: Autoinnengeräusche, Blinker)

O-Ton Rietzschel: „Allein so einen guten sorbischen Kuchen zu essen von einer guten sorbischen Bäckerei, das macht schon Spaß. So bin ich ja aufgewachsen, immer mit einem Stück sorbischen Kuchen zum Nachmittag, also klassisches sächsisches Kaffeetrinken wird ja groß geschrieben bei uns, oh, jetzt fängt es an zu regnen ...“

Sprecherin: Wir starten nach Räckelwitz. Hier ist Rietzschel 1994 geboren worden. In dieser Gegend spielt auch sein Debütroman „Mit der Faust in die Welt schlagen“, der von

zwei Brüdern handelt, die perspektivlos zwischen Nazis aufwachsen. Vor dem ehemaligen Krankenhaus von Räckelwitz, einem schmuck sanierten Barockbau mit gelbem Anstrich, halten wir an. Das frisch getünchte Dorf macht einen intakten Eindruck. Allerdings sind die Straßen leer, das Krankenhaus ist längst geschlossen, auch die Schule. Und die Bushaltestelle, auf die Rietzschel zeigt, wird selten angefahren.

O-Ton Rietzschel: „Wer hier wohnt, braucht ein Auto. Als Kind, als junger Jugendlicher hat mich das sehr angeödet, wie verlassen das alles wirkt, wie kaputt das alles wirkt und wie wenig noch da ist, die Bäcker und die Schulen, die alle zu machen, die dann zusammengelegt werden. Und eben auch, das man nicht mal mehr mit dem Bus rein kommt, und wenn er fährt, dann einmal am Tag. Das hat mich alles sehr wütend gemacht.“

Sprecherin: Trotzdem ist er nach dem Germanistik- und Politikwissenschaftsstudium nicht in Kassel geblieben oder „wie alle“ nach Berlin gezogen. Er wollte zurück in die Oberlausitz, dahin, wo alle weggehen, um herauszufinden, warum der eine Nazi wird und der andere nicht.

O-Ton Rietzschel: „Warum denn eigentlich Sachsen? Warum der NSU in Sachsen? Warum jetzt diese Proteste, warum diese ablehnende Haltung? Hat das was damit zu tun, wo ich herkomme, was ich erlebt habe? (...) Ich bin schon sehr hier mit meinen Gedanken und mit meinem Schaffen und mit meinem Nichtverstehen, ich verstehe einfach ganz viel nicht. Ich habe meine Umgebung und mein Sachsen und mein Ostdeutschsein, was auch immer das ist, noch nicht für mich befriedigend erkundet und begründet.“

Sprecherin: „Mit der Faust in die Welt schlagen“ heißt die literarische Spurensuche in der sächsischen Wutlandschaft. In seinem Debüt erzählt Rietzschel, wie die Hauptfiguren, die Brüder Philipp und Tobias, in den Nachwendejahren aufwachsen, nach Orientierung suchen und keine finden. Ihre Eltern wollen an die Versprechungen der neuen Zeit glauben. Sie bauen am Rande des Dorfes ein Reihenhaus. Unsicher steht die Familie an der Baugrube, fröstelnd, vereinzelt, ungelent.

Zitator: „Da waren eine Grube und ein Schuttberg daneben. Mutter stand am Rand und blickte hinab auf die grauen Steine, die zu einer Mauer gestapelt worden waren. Dann hoch auf diesen Hügel aus Erde und Grasklumpen, Kies und Bruchstücken. Ihre beiden Söhne darauf. Tobi und Philipp. Bunte Jacken dreckverschmiert. Unten ihr Mann, wo der Keller entstehen würde. Sie sah hin und her, dann über das Feld, gegenüber der Straße, die zu ihrem Haus führen würde.“

Dort verblassten die Flachdächer der Wohnblocks. (...) Elf Jahre nach der Wende.“ (S. 9)

Sprecherin: Die Welt der Familie steht auf rutschigem Boden. Das neue Leben scheint ihnen buchstäblich zu entgleiten. Für den nicht verarbeiteten Schock der Wende, dafür, dass sich plötzlich Gewohnheiten und Gewissheiten auflösen, findet Rietzschel auf den ersten Seiten den richtigen Ton. Vorsichtig, tastend, mit kurzen Sätzen. Weniger rasant und laut als der kraftstrotzende Clemens Meyer, viel mehr wie der frühe Ingo Schulze in den „Simple Storys“, in denen die Figuren mit der Landschaft, der Geschichte beinahe eins sind. Er beobachtet sehr genau, wie langsam und fast beiläufig der Fremdenhass in die sächsische Gruben- und Brachenlandschaft einsickert. Wenn der Vater im Stau auf der Autobahn voller Wut die dicht auffahrenden Polen anbrüllt, so dass die beiden Brüder auf der Rückbank versinken. Wenn sich die ungehemmte Wut auf die zu erwartenden Asylbewerber Bahn bricht, für die das Schulgebäude frei geräumt werden soll. Ein Hakenkreuz auf dem Schulhof verursacht den Eklat.

Zitator: „Auf den Findling war etwas gemalt worden. Gesprüht. Ein schwarzes Kreuz. Ähnliches hatte Philipp schon gesehen. Vor allem kleinere. An Parkbänken, an der Bushaltestelle auf dem Markt. Eingeritzt in Holz, in Lack, in Plexiglas. Jetzt also auf dem riesigen Stein aus der Eiszeit. Zacken, mit denen die Kreuze aussahen, wie Zahnräder. Oder sonst irgendetwas Mechanisches, das sich in eine Richtung drehte. (...) Der Direktor ging an Philipp vorbei zum Stein. Er breitete den Stoff aus, wirklich ein Handtuch, und legte es über das Kreuz. Es rutschte vom Stein. Er hob es auf, legte es anders hin, rüttelte daran, strich es glatt. Er hockte sich vor den Findling, vor die Stelle mit dem Kreuz. Das Handtuch klemmte er zwischen sich und den Stein. Hielt es mit seinem Rücken. „Du sollst reingehen“ sagte er, als er Philipp vor sich stehen sah. Immer noch reglos. Er nickte. Wie albern dieser Mann aussah mit seinen Hausschuhen auf dem schwarzen Kies. Seine Socken zu kurz. (...) Sein Gesicht rot und glänzend. „Was ist das?“ fragte Philipp. Der Direktor sah ihn an, wollte etwas sagen, zögerte. Seine Lippen hatten sich bewegt. Sein Mund war geöffnet gewesen. „Nichts“ sagt er schließlich. „Geh rein.“ (S. 115f.)

Sprecherin: Lukas Rietzschel hat diese Sprachlosigkeit erlebt, auch, wie das Hakenkreuz abgewaschen wurde und doch als strahlendes Negativ zurückblieb. Die Verlorenheit des Direktors und seine spürbare Angst – stärker kann man nicht zeigen, wie sehr den Menschen Halt und Orientierung fehlen.

O-Ton Rietzschel: „Es äußert sich ja nicht alles explizit in Hass oder Gewalt. Es gibt ja auch diese Vorstufen, und es gibt v.a., was ich so faszinierend fand und

immer noch faszinierend finde, dieses Verschweigen und auch diese Resignation, eben gerade das Nichtartikulieren. Denn auch Gewalt und Hass ist ja eine Form, in der ich etwas nach außen bringe. Aber davor ist immer diese Nichtartikulation, diese Nichtkommunikation, das hat mich interessiert. (...) Warum ist alles so still um mich herum, und warum sehe ich nur noch die Hüllen, und warum kann mir niemand und will mir niemand sagen, was es mit diesen Hüllen auf sich hat. Irgendwann kommt ja der Moment, da ist man mit Geschichte konfrontiert. In meinem Fall war das eine Ahnung von DDR-Geschichte oder zumindest, dass da mal irgendwas vor mir war. Das reicht ja schon, um Fragen zu stellen.“

Sprecherin: Das Schweigen lässt die Eltern, auch die Brüder, im Roman auseinanderdriften. Rietzschel bewertet nichts, erklärt nichts, relativiert nichts und verschließt vor nichts die Augen. Wie das Brüderpaar beinahe notwendig in einer Nazi-Gang landet, wie sie sich in der Gartenlaube des Freundes besaufen, in der Silvesternacht eine Telefonzelle anzünden. Und wie sie durch eine verlassene Fabrikrüine stromern und das erste Mal mit Stimmbruchstimmchen „Sieg Heil“ zu brüllen versuchen. Nichts könnte mehr provozieren. Rietzschel schreibt über jene, die das Gefühl haben, übrig geblieben zu sein.

Zitator: „Wir können doch mal wieder was unternehmen“ hatte sie oft gesagt. Vater, der mit ihnen in die Tagebaue gefahren war. Alte Fabriken, Hoyerswerda, Weißwasser. Dieses ganze eingefallene, verlassene Zeug. Untergegangene, traurige Scheiße. Kein Mensch auf der Straße. Abriss und Leerstand. (...) Für Griechenland war Geld da gewesen und für unnötige Umgehungsstraßen. Schnellstraßen, damit niemand mehr durch die traurigen Orte fahren musste.“ (S. 248)

(Atmo: Autofahrgeräusch)

Sprecherin: Wir steigen ins Auto und fahren nach Weißwasser, dem gewaltigen Braunkohletagebau, dann weiter gen Norden. Auf dem Weg will mir Lukas Rietzschel unbedingt Hoyerswerda zeigen. In einer Regenpause springen wir aus dem Auto und stehen vor Brachland. Ein Baukran reißt gerade einen Plattenbau ein. Dahinter neue Wiesen.

(Atmo: Krangeräusch, Baulärm)

O-Ton Rietzschel: „Überall da, wo diese Blöcke standen, da wachsen jetzt Pioniergräser, dazwischen Betonplatten, als wär das so eine untergegangene Welt. Das schockiert mich so ein bisschen, weil etwas da so groß war, das so entstanden war aus einem Stolz heraus, das war ja die erste DDR-Planstadt in

diesem Ausmaß für die stolzen Arbeiter hier für den Tagebau, und jetzt verschwindet alles.“

(Atmo: durchgehend Krangeräusch, Baulärm)

Sprecherin: Wohnplatten, Schulen, Kindergärten, ganze Straßenzüge sind schon dem Erdboden gleich gemacht. Wir stehen vor einer großen Wunde, in der manch einer seine Erinnerungen sucht. Das hat auch die zwei Brüder in Lukas Rietzschels Roman weggeschwemmt. Es tut weh zu lesen, wie er die kleinen schüchternen Jungen die Radikalisierung durchlaufen lässt. Zwangsläufig ist sie nicht. Man wird als Jugendlicher nicht automatisch links oder rechts. Am Ende gehen die Brüder verschiedene Wege: Philipp, der Stärkere, zieht sich zurück, verkapselt sich, Tobias, der Jüngere, bleibt haltsuchend in der rechten Szene.

(Atmo: Autofahrgeräusch)

Sprecherin: Endlos lange schnurgerade Straßen. In Weißwasser steigen wir viele Treppen zum Turm „Am schweren Berg“ hinauf, so heißt der Aussichtsturm wirklich. Der Wind bläst über Braunkohlehalden und Fabrikschlote.

O-Ton Rietzschel: „Wir haben das als Kinder immer den Mond genannt, weil das genau das ist: Man sieht nur graue, aufgebagerte Flächen und nichts als Weite. Und dann hat man hier ein bisschen so den Versuch zumindest, hier rechterhand das abzubauen oder abgebaute Gebiet, und links wird so ein bisschen aufgeforstet, da hat man Erde wieder aufgeschüttet und in Bewegung gesetzt. Also die verschiedenen Stadien, wie so ein Tagebau funktioniert. Direkt vor uns ist ein Kraftwerk und schießt die Wolken in die Luft.“

Sprecherin: Morbides und Schönes gehören in der Lausitz zusammen. Es ist dieses Brüchige, das Rietzschel interessiert. Die Landschaft ist in Bewegung: Auch das Erzählen ist in Bewegung. Vorbei die Zeit, da der Osten keine Stimme hatte. Nicht nur für Lukas Rietzschel ist es wichtig, dass es bis heute eine eigenständige ostdeutsche Geschichte gibt, die sich nicht begreifen lässt in westdeutschen Kategorien. Sein Roman „Mit der Faust in die Welt schlagen“ ist das Buch über den Osten der Nuller Jahre. Dabei hat er sich nie als Ostdeutscher verstanden, dafür ist Rietzschel viel zu jung.

O-Ton Rietzschel: „Wir sind, damit meine ich die Schreibenden in der Nachwendezeit, uns kann man nicht vorwerfen, ideologisch indoktriniert zu sein oder eine Rechnung offen zu haben. Der Blick, den ich auf die DDR habe, ist ein fragender, ist auch ein sehr naiver, und ich erzähle ja nicht mal unbedingt über die DDR, sondern über das, was danach war, über die Zeit, in der auch ich

aufgewachsen bin. Aber das streift zwangsläufig natürlich diese Geschichten und auch diese Biographien. Und ich glaube, da liegt eine große Chance.“

(Atmo: Zuggeräusche, Bahnfahrt, später belebter Bahnhof)

Sprecherin: Nach Nordrhein-Westfalen, ins Ruhrgebiet, ganz links im Atlas, kurz vor der niederländischen Grenze. In Bochum bin ich mit Frank Goosen verabredet, hier schlägt für ihn das Herz des Reviers. Als er mich am Hauptbahnhof abholt, dauert es nur wenige Minuten, bis der große Bochum-Erklärer, ja -Liebhaber erwacht. Sein Auftritt beginnt, als wir am Bahnhofsvorplatz in den Bus Richtung „Zeche“ steigen.

(Türgeräusch des Busses)

O-Ton Goosen: „Ich bin nun mal noch nie so richtig aus Bochum herausgekommen, mittlerweile ist so ziemlich jeder Backstein mit Erinnerungen aufgeladen.“

(Busgeräusch losfahren)

Sprecherin: Der Blick aus dem Busfenster wird zu einer Zeitreise. Schmucklose funktionale Architektur, schnell nach dem Krieg hochgezogen, entlang der breiten Unistraße. Vorbei an grau-braunen Bürotürmen und Versorgungswürfeln. Dann das Exenterhaus, ein ehemaliger Rundbunker, nun zu einem kubistischen Büroturm hochgerüstet.

O-Ton Goosen: „Sieht ehrlich gesagt ein bisschen aus wie drei Klorollen, die man etwa schief übereinandergestapelt hat, aber hat die etwas mickrige Bochumer Skyline in letzten Jahren, ich will nicht sagen: aufgewertet, aber ergänzt.“

(Motorgeräusch des Busses)

Sprecherin: Frank Goosen ist ein Junge des Ruhrgebiets. Hier ist er 1966 geboren worden, hier wuchs er auf. Vom Leben „im Pott“ erzählen seine Bücher. Auch seine West-Ost-Roadnovel „Kein Wunder“ aus dem Wendejahr lässt Goosen hier beginnen. Inzwischen nähern wir uns den Stationen, die Förster, der junge Held seines Romans, im Sommer 1989 abfährt.

Zitator: „Der Bus hielt vor der Sparkasse. Sieben Haltestellen waren es bis zur Zeche. Sieben Haltestellen, an denen man ablesen konnte, dass man von einem Teil der Stadt in einen völlig anderen wechselte. Die ersten hießen ganz idyllisch Christstraße, Farnstraße, Rechener Park, aber dann folgten Werk Eickhoff, Knappschaft und schließlich Knappenstraße, direkt an der Zeche.“ (Zitat S. 9f.)

Sprecherin: Unser Bus hält, wir steigen aus. Hinter der Steinmauer prangt am großen alten Backsteinbau in weißen Lettern „Zeche“. In dieser Kneipe hat der 17-jährige Frank

Goosen Mitte der 80er Jahre Herbert Grönemeyer für die Schülerzeitung interviewt – und hier versucht sein Held Förster am Vorabend seiner Berlinitour, sein Reisefieber durch ein Beruhigungsbier in den Griff zu bekommen.

O-Ton Goosen: „Die Zeche hat hier eingeschlagen wie eine Bombe, (...) weil plötzlich sehr coole Konzerte stattfanden in kleinem Rahmen, in einer Clubatmosphäre und weil das so ein Kristallisationspunkt dieser neuen Szene wurde. Das in einer alten Steinkohlezeche – das ist der mit Händen zu greifende Strukturwandel. Ein Paradebeispiel, wie sich das alte Ruhrgebiet zu was ganz Neuem verändert hat.“

Sprecherin: Von der Zeche aus startet Frank Goosens West-Ost-Trip „Kein Wunder“. Roland Förster macht sich im Vorwendesommer '89 mit seinem Schulfreund Brocki auf, den Kumpel Fränge zu besuchen. Der hat sich von der Ruhr ins coole Westberlin abgesetzt. Die drei Freunde sind Jungs der 80er Jahre, in denen die letzten Stahlwerke und Kohlepütts geschlossen werden. Eine Zeit, in der man an der Ruhr-Universität Deutsch oder Geschichte auf Lehramt studiert, ungern nach beruflichen Zielen befragt wird und die Welt vom WG-Küchentisch aus in Grund und Boden analysiert. Vor allem fährt man mit alten Autos so oft wie möglich nach Westberlin. Das Achselzucken einer Generation ist auf den ersten Seiten spürbar. Natürlich kommt es auf dem Weg nach Westberlin zu allerlei Komplikationen, da Brocki bei der Transitkontrolle aus lauter Liebeskummerbierseligkeit einen Lachanfall bekommt. Den grün gekleideten DDR-Grenzer als „Herr Oberförster“ zu titulieren, ist gar nicht originell gemeint. Goosen lässt ahnungslose westdeutsche Ironie auf ein autoritäres Staatsgebilde treffen.

O-Ton Goosen: „Als ich das erste Mal in den 80ern nach Westberlin kam, war das eine ganz andere Welt. Speziell wenn man sich mit Leuten zusammengetan hat, die in irgendwelchen kaputten WGs gewohnt haben, die mit Punks abhingen und wo alles ein bisschen radikaler war als im kleinbürgerlichen Ruhrgebiet. Wenn man in den Osten fuhr, war das noch einmal eine komplett andere Welt.“

Sprecherin: „Kein Wunder“ bewegt sich federleicht zwischen Ost und West. In drei Kapiteln steuert Goosen auf den November 1989, den Monat des Mauerfalls, zu. Bis dahin lässt er seine Ruhrpottjungs zwei untergehende Soziotope in den letzten Zügen erleben: die Subkultur der Inselstadt Westberlin und die Dissidentenszene der schwindenden DDR. Da sich Kumpel Fränge den geteilten Status der Stadt zunutze gemacht hat und als „Weltenwanderer der Liebe“ sowohl diesseits wie jenseits der Mauer eine Freundin hat, schickt Goosen seine drei Freunde ein paarmal über die Grenze. Bis der Mauerfall das private soziale Experiment beendet und ein größeres

gesellschaftliches beginnen lässt. – Dreißig Jahre nach dem Mauerfall 1989 schreibt Frank Goosen ein Buch über die deutsche Wende, vom Westen Deutschlands aus betrachtet. Das ist deshalb erwähnenswert, weil der Stapel der von Ostautoren verfassten Bücher zum Thema bedeutend höher ausfällt als der von Westautoren.

O-Ton Goosen: „Es war erklärtes Ziel, mal einen etwas anderen Blick vom Westen aus auf den alten Osten zu werfen. Ich hatte den Eindruck, dass es das in den Büchern bisher noch nicht gibt. Das kann man nur mit einer gewissen Vorsicht machen. Ich werde nie über jemanden schreiben, der so tut, als hätte er sich im Osten total ausgekannt. Es war immer klar, mein Held muss die Perspektive haben von jemandem, für den das ganz fremd ist, der das aber spannend findet und auf eine nicht herablassende Art und Weise. Das dann trotzdem mit Humor zu erzählen, das war die große Herausforderung dabei.“

Sprecherin: Zwischen Spott und Melancholie pendelt auch der Sound, den Goosen für seinen Roman gefunden hat. Von einer vergnüglichen Slapstick-Komödie unterscheidet den Roman, dass er den letzten Abschnitt der DDR, die nichts von ihrem baldigen Ende ahnt, mit großer Detailkenntnis und viel Atmosphäre beschreibt. Seine Stärke liegt in den Dialogen, vor allem in jenen, die die Verlorenheit der Ostberliner Dissidentenszene einfangen, wo junge Systemgegner in besetzten Altbauten ihre Träume ertränken.

Zitator: „Sind denn hier schon so viele weg?“, fragte Förster.

„Das halbe Haus steht leer“, sagte Bernd. „Aber nicht alle sind so blöd. Manche sind noch blöder. Die bleiben hier, saufen sich jeden Abend einen an und schreiben traurige Musik. Ich sage euch, das werden die sein, die am Ende die Idioten sind.“

„An welchem Ende?“, fragte Förster.

Bernd strich sich über den Bart. „Zu irgendeinem Ende wird das schon führen.

Plötzlich ist Ungarn als Urlaubsland ganz besonders interessant. Und alle nehmen einen ziemlich langen Urlaub. Du hast den Eindruck, in Ungarn, da ist ein Loch in der Welt, und in dieses Loch fallen sie alle hinein. Oder heraus. Sie fallen aus der einen Welt heraus, aus der, die sie kennen, aber wo fallen sie hin?“ (S. 229)

Sprecherin: Die DDR verschwindet durch das ungarische Loch im Eisernen Vorhang. Frank Goosen folgt dem letzten verzweifelten Abschnitt einer kurzen sozialistischen Ära in vielen kleinen Geschichten vom Campingkocher Juwel, von der Mokka-Milch-Eis-Bar in der Karl-Marx-Allee oder den Hinterhofpartys im Prenzlauer Berg. Keiner, der diese Nächte erlebt hat, wird die bebende Verlorenheit und brodelnde Unruhe dieser Abende je vergessen.

Zitator: „(...) er wollte hier sitzen bleiben und sich diese Leute ansehen, weil ihm gerade klar geworden war, was denen hier fehlte, was sie von ähnlichen Leute im Westen unterschied, und das war das weitgehende Fehlen von Ironie, die meinen sich selber ernst, dachte Förster, die sprechen nicht durch den Filter des Gegenteilmeins, weil das, was man eigentlich sagen will, sich besser oder cooler oder wichtiger anhört, wenn man es über Umwege anspricht, und das soll, dachte Förster, ein ja vor allem ein bisschen weniger verwundbar machen, und die Leute hier, die waren verwundbar wie nur was.“ (S. 234)

(Atmo: Türgeräusch)

Sprecherin: Als im letzten Kapitel von „Kein Wunder“ die Mauer fällt, ist ein Zusammenwachsen von Ost und West für Förster reine Zukunftsmusik.

Zitator: „Mit diesen fremden Menschen wie denen hier (...) zusammenzuleben, das ist doch Science-Fiction‘, dachte Förster.“

O-Ton Goosen: „Von damals aus gesehen, war das wie Science-Fiction. Heute sieht’s anders aus. Heute teilt man nicht mehr unterschiedliche Erfahrungen von Ost und West, sondern heute teilt man die gemeinsamen Enttäuschungen seit 1989, und das macht die Sache so schwierig. Natürlich, die Zeit davor spielt da mit rein, aber prägender für das Verhältnis von Ost und West heute ist das, was seit 1989 passiert ist, und das macht die Sache so kompliziert, und deshalb muss man sich mit der Zeit vor 1989 zwar auch beschäftigen, wenn man das verstehen will, aber letztlich ist das Kind erst danach in den Brunnen gefallen.“

Sprecherin: In seinem Wenderoman „Kein Wunder“ verliert Frank Goosen das Ruhrgebiet nicht aus den Augen. Trotzdem muss sich sein Held Förster sagen lassen: „hier kannst Du nichts mehr erzählen, die Geschichten werden jetzt woanders erzählt.“ Nach der Wende richtete sich alle Aufmerksamkeit auf das wiedervereinte Berlin, und viele Regionen gerieten aus dem Blickfeld – wie der weite Westen. In vielerlei Hinsicht war das Ende der DDR auch das Ende der alten Bundesrepublik. Alle Geschichten müssen erzählt werden.

O-Ton Goosen: „Unsere Identitäten schleppen wir ja nach alle wie vor mit uns herum. Aber man kann nicht sagen, wir hören auf damit. Es gibt nun mal unterschiedliche Erfahrungen von Leuten, die aus dem Osten und die aus dem Westen kommen. (...) In mir steckt ja, obwohl ich 1966 geboren bin, auch immer noch ein Stück Weltkriegserfahrung von meinem Opa und von meiner Oma. Das ist alles drin, und das

macht die Sache ja auch interessant. Das ist ja vielleicht eine Sache, die wir nicht gemacht haben in den 90er Jahren: Diese Unterschiede als bereichernd zu begreifen.“

(Trenner/musikalisch?)

Sprecherin: 2800 Kilometer durch die gesamtdeutsche Republik. Dreißig Jahre nach dem Mauerfall scheint Fragen und Zuhören hüben und drüben nötig, um die zweifache, ja mehrfache Erinnerung an die getrennten und die gemeinsamen Jahre überhaupt erst kennenzulernen. Sicher, die eine Sprache, die eine Interpretation, die eine Erinnerung wird es ohnehin nicht geben. Einigkeit lässt sich nicht herstellen, soviel auch erzählt wird. Aber zu wissen, aus welchen Gründen andere mit anderen Erfahrungen andere Schlussfolgerungen ziehen, kann Brücken bauen. Die Literatur hat damit längst angefangen. Sie erzählt von Mauern und Menschen – und davon, dass man von der Heimat, ob Ost oder West, nicht loskommt.

(szenisches Zuspiel, Stereo)

O-Ton Präkels: „Die Vielstimmigkeit, der Chor derer, die eben die offene und vielfältige Gesellschaft, die wir ja längst sind, ausmachen, der muss stärker werden, und das passiert ja zum Glück. Also, Leute ermächtigen sich selbst und erzählen ihre eigene Geschichte. Was ist uns passiert in der DDR. Wie war unser Leben. Solche Dinge.“

O-Ton Rietzschel: „Da war dann eben oft der Westen, der in irgendwelchen Fernseh-Dreiteilern, die bei der ARD liefen, der dann gesagt hat: Passt mal auf, wir erzählen jetzt mal eine DDR-Geschichte, aber das ist dann immer die Stasi, und ohne die Stasi können wir die DDR nicht erzählen. Und ich hatte den Eindruck, dass das viele im Umkreis meiner Eltern gestört hat, wie da erzählt wird. Da kam nicht nur der Westen und hat mehr oder weniger seine politischen, gesellschaftlichen Strukturen über die DDR gelegt, sondern da wurde dann auch noch diese Geschichte und die Vergangenheit erzählt.“

O-Ton Brandt: „Ich glaube, dass der Osten ein Resonanzraum war, der immer viel zu erzählen hatte. Gerade vor dem Hintergrund, dass so viel verloren gegangen ist, und dass man durch die Sprache und durch die Literatur so viel erhalten wollte oder so viel erhalten kann, dass das vielleicht auch ne Motivation war, über diese Verlusterfahrung zu schreiben, die ja ne ganze Gesellschaft ergriffen hat.“

O-Ton Präkels: „Klar, gibt es ne ostdeutsche Herkunft für mich, aber ostdeutsche Identität, was soll das sein? Ich bin viele! Man kann sich ja auch neu erfinden, und das sollten wir auch tun, das tun wir auch ständig.“

O-Ton Goosen: „Es ist halt schwierig miteinander zu reden und man muss das lange machen und sollte sich vor Verallgemeinerungen hüten. Und, jetzt klinge ich pastoral, was komplett unter die Räder kommt, ist das Fehlen von Empathie und der Bereitschaft, sich in den anderen hineinzusetzen. Eigentlich sollte man mit T-Shirts rumlaufen „Jetzt oder nie – Empathie!“

O-Ton Präkels: „Spät genug ist es, aber es ist zum Glück auch nie zu spät dafür! Der Abstand reicht jetzt. Die Leute sind auch nicht länger bereit zu schweigen, die Geschichte lässt sich ja auch nicht ewig verdrängen. Die Leute ermächtigen sich selbst und erheben ihre Stimme. Eine jüngere Generation, die das Schweigen der Alten nicht mehr aushält, die keine Lust mehr haben auf Depression und Stummsein. Ich finde das großartig und wünschte, das es schneller ginge. Immerhin, es bricht gerade etwas auf und es braucht offenbar die Zeit.“

Sprecherin 2: „Erzähl mir Deutschland! Von Mauern und Menschen.

Eine Deutschlandreise mit Elke Schlinsog.

Es sprachen: Winnie Böwe, Timo Weisschnur und die Autorin.

Ton: Hermann Leppich.

Regie: Friederike Wigger.

Redaktion: Jörg Plath.

Deutschlandfunk Kultur 2019.